

NZZ Folio vom 07.06.1993

Polski Blues

Wie Mirek Barczyk mit radioaktivem Material in der Tasche das Gruseln lernte.

Von Peter Haffner

AM 2. SEPTEMBER 1992 erholte sich das Ehepaar Richner am Strand in der Toskana. Als Frau Richner im «Tages-Anzeiger» blätterte, fiel ihr Blick auf einen Artikel, der sie interessieren musste. Es ging um den Strahlenunfall in der Eidgenössischen Materialprüfungs- und Forschungsanstalt (Empa) in Dübendorf, der sich eine Woche zuvor zugetragen hatte. Im Bericht war von einem Mitarbeiter die Rede, der sich einer beträchtlichen Strahlendosis ausgesetzt habe. Nun hiess es, dass ihm vielleicht der Finger amputiert werden müsse. Frau Richner war beunruhigt. Dieser Mitarbeiter war ihr Mann.

Peter Richner ist Chemiker, Leiter der Gruppe für Spurenanalytik in der Empa. Am Nachmittag des 26. August, einem Mittwoch, hatte ein Pole in Begleitung einer schweizerischen Geschäftsfrau beim Portier vorgesprochen. Sie wollten eine Probe Osmium 187 analysieren lassen. Dazu braucht es ein anorganisches Massenspektrometer, ein Gerät, von dem es in der Schweiz nur elf Stück gibt. In der Empa ist Richner der einzige, der auf solche Analysen spezialisiert ist. Der unangemeldete Auftrag kam ihm, am letzten Tag vor seinen Ferien, ungelegen, und er lehnte zunächst ab. Dann liess er sich doch überreden. Osmium 187 ist ein nicht eben häufiges Isotop des Platinmetalls. Richners Neugier war geweckt. Zwar kam es ihm merkwürdig vor, dass die beiden Proben - es sollte sich um 2 Gramm handeln - in je zwei Metallhülsen von 10 mm Länge und 5-7 mm Durchmesser eingeschweisst waren. Üblicherweise wird das blauschwarze Pulver in Glasampullen aufbewahrt, die mit Stickstoff aufgefüllt sind, damit kein Sauerstoff Zutritt und es nicht oxidiert. Osmiumtetroxid ist hochgiftig. Richner drehte die Zylinder prüfend in den Fingern. Er schüttelte sie und konnte hören, dass etwas Hartes darin war. Es war Sommer, und er hatte feuchte Hände. Stunden später sollte er sich den Kopf zermartern, wie lange genau er die Proben in der Hand hatte. Fünf Minuten? Drei Minuten? Vier?

Noch bevor Richner durch die Tür ins Labor trat, wo eine hinter Bleiglas geschlossene Röntgenanlage steht, begann deren Geigerzähler zu pfeifen. Richner dachte an einen Defekt und rief seinen Chef, Heinz Vonmont, Leiter der Abteilung Anorganische Chemie. Dann ging es sehr schnell. Die Leute, die bei Zwischenfällen mit radioaktivem Material alarmiert werden, wurden auf den Plan gerufen: der Pikettdienst vom Paul-Scherrer-Institut (PSI) in Würenlingen, Strahlenschutzexperten der Schweizerischen Unfallversicherungsanstalt (Suva) aus Luzern, Polizei, Justiz. Die Proben des noch nicht bestimmten, hochradioaktiven Materials lagerten im abgeschirmten Bunker.

Als die Richners ihre von den Aussichten etwas getrübbten Italienferien genossen, war Mirek Barczyk wieder zurück in seinem Wohnort Vilnius in Litauen. Er war fünfundzwanzig Jahre alt, und er wusste, dass er noch vier Monate zu leben hatte.

Mit diesem Bescheid hatte man ihn laufenlassen, ihn und seine drei Kollegen, den Automechaniker Rysiek Starczak aus Poznan, 23, den Kaufmann Syriusz Jaszewski aus Lubon, 31, und den Taxifahrer Adam Sworski, 33. Mirek hatte zunächst nicht glauben wollen, dass die beiden Proben, für die er je 5000 Dollar, seine ganzen Ersparnisse, hingeblättert

hatte, wertloses, aber hochgefährliches Material waren. Er hatte sie, als er am Montag, dem 24. August, von Vilnius aufgebrochen war, um in der Schweiz ein Zertifikat einzuholen, während vier Stunden auf sich getragen, in einer Streichholzschatel in der Brusttasche des Hemdes, nicht zuletzt, weil er seinen Kollegen, mit denen er erstmals unterwegs war, misstraute.

Die Fahrt hatte zwei Tage und zwei Nächte gedauert. Als Mirek noch am Abend jenes Mittwochs, seines ersten Tages in der Schweiz, in der Empa vor versammeltem Fachpublikum aufgefordert wurde, das Hemd auszuziehen, war es klar. Seine Brust wies auf der rechten Seite oberhalb der Gürtellinie einen suppentellergrossen roten Fleck auf, einen etwas kleineren links. Es sah aus wie ein abgezierter Sonnenbrand. Nun glaubte er zu wissen, warum ihm auf der Hinfahrt dauernd schlecht gewesen war und er mehrmals hatte erbrechen müssen. Es war nicht das Schaschlik, das er vor der Grenze zu Polen gegessen hatte. Auf der Heimfahrt war Mirek mit sich ins Reine gekommen. Er würde nicht aufgeben, egal, was ihn erwartete. Und er würde auf keinen Fall ins Spital gehen und sich ins Bett legen, weil das das sichere Ende bedeutete. Den Schweizer Behörden hatte er gesagt, seine Frau erwarte ein Kind, und gehofft, man würde ihn dann rascher ziehen lassen. Es war eine kleine Lüge, denn das Kind, Michal, war schon zweijährig. Basia, seine Frau, würde er nicht belügen können. Davor fürchtete er sich am meisten. Basia ist fünfundzwanzig, schwatzhaft, hübsch; Mirek eher der ruhige Typ, schwarzhäutig, entschlossen. Sie hatten geheiratet, nachdem sie sich, mit einem Jahr Unterbruch, zum zweitenmal gesehen hatten. Es war an einem Freitag gewesen, und am Montag waren sie ein Ehepaar. Es war Liebe auf den ersten Blick, hatten die Mütter der beiden entschieden.

Basia brach zusammen, als Mirek ihr erzählte, was los war. Dann begann er mit seiner Krankheit zu kämpfen. Er stellte sich einfach vor, es sei eine Wunde. Es war auch eine Wunde, aber nicht eine, die heilte, sondern eine, die entstand. Erst begann sich die Haut zu lösen. Das Fleisch warf sich auf, trat offen zutage, verklebte. Von Tag zu Tag blutete es heftiger. Wenn er sich wusch, war die Badewanne rot. Der Winter kam und mit ihm die Kälte. Schon lange gab es in Vilnius kein Warmwasser mehr und kaum Heizung. Nachts kuschelte er sich an Basia, um die Wunde zu wärmen, tagsüber legte er, so oft er konnte, die Hand auf die luftdurchlässige Kompresse. Er zitterte, fand nicht mehr als zwei, drei Stunden Schlaf. Er war es gewohnt, auf dem Bauch zu liegen, aber das ging nicht mehr. Der Schmerz, krampfartig, überfiel ihn immer häufiger. Er nannte ihn seine Freundin. «Meine Freundin ist wieder da», sagte er, wenn er sich nicht mehr bewegen konnte. Er nahm Schmerztabletten, so wenig wie möglich, probierte verschiedene Salben aus, brauchte täglich eine halbe Tube, das Stück drei Dollar. Basias Vater, ein Fabrikdirektor, gilt mit vierzig Dollar Monatsverdienst in Vilnius als reicher Mann. Mirek verdiente nichts mehr.

Reisende nach Vilnius müssen bei der Ankunft eine Zolldeklaration ausfüllen. Noch immer werden die alten sowjetischen Formulare verwendet, in denen gefragt wird, ob man Waffen und Munition mit sich führe. Im Dezember vergangenen Jahres hat der letzte russische Soldat die Hauptstadt der grössten der drei nun unabhängigen baltischen Republiken verlassen. Der Flughafen gibt einen Eindruck von der Wichtigkeit der einst verordneten Verkehrsströme, wo eine schäbige Empfangshalle den Besucher aus dem Westen begrüsst und ein Prachtportal die Richtung nach Moskau signalisiert.

Hier, im Flughafen von Vilnius, hat Mireks Geschichte angefangen. Er hatte Bekanntschaft mit einem Flughafenangestellten gemacht, einem Ukrainer namens Tysiek Baida, der in der Abfertigung arbeitete. Der seinerseits war mit dem Landsmann Lonia Durko in Kontakt. In irgendeinem Labor hatten die Ukrainer 4 von insgesamt 36 Kapseln geklaut, weil sie von einem Wissenschaftler gehört hatten, sie enthielten das begehrte Osmium, einen Stoff, nach dem Mirek schon seit längerem auf der Suche war. Mirek kannte Interessenten aus Westdeutschland für das Edelmetall. Zwei der vier entwendeten Proben überliess ihm Baida gegen ein Depot von 10 000 Dollar. Die übrigen zwei gingen nach Österreich und sollten,

soviel Mirek wusste, ebenfalls in der Schweiz geprüft werden. Wo sie gelandet sind, ist unbekannt. Vereinbart war, dass Mirek, falls die Prüfung in der Empa bestätigt, dass es sich tatsächlich um das Isotop Osmium 187 handelt, weitere 15 000 Dollar den Ukrainern bezahlen und die zwei Gramm dann selber in den Handel bringen würde, zum geschätzten Verkaufspreis von 80 000 bis 100 000 Dollar pro Gramm.

Mirek Barczyk war im Export-Import-Geschäft und versuchte sich im Tourismus. Er hatte ein naturwissenschaftliches Gymnasium mit Schwerpunkt Chemie absolviert und gehörte zur ersten Generation, die gewissermassen frisch von der Schulbank in den Kapitalismus eingestiegen war. Für polnische Touristen arrangierte er Badeferien am Baltischen Meer, in einem ehemaligen Sanatorium für Parteibonzen, und zusammen mit seiner Schwiegermutter organisierte er Camps in den wilden Wäldern Litauens, wo vorwiegend Deutsche das Abenteuer in der abgeschiedenen Natur suchen, während sie von aussen mit Lebensmitteln versorgt werden.

Mireks Geschäfte waren Gelegenheitsgeschäfte. Bald kaufte er Fischmehl in Moskau und verkaufte es in Warschau, bald handelte er mit Leder. Der Einstieg in den Deal mit heisser Ware begann harmlos. Für die deutsche Firma Rastem in Warschau sollte er eine Million Gasmasken in Russland besorgen, aber der Handel kam nicht zum Abschluss, und schliesslich standen sieben Eisenbahnwaggons voller Gasmasken herrenlos im Bahnhof von Vilnius. In guten Zeiten will Mirek zweitausend Dollar pro Monat verdient haben. Als seine Kunden aus Westdeutschland - Zwischenhändler wie er - sich für Osmium zu interessieren begannen, verfügte Mirek bereits über Kontakte in ganz Russland. Eine erste Lieferung aus St. Petersburg von zwei Proben mit angeblich je 10 Gramm des seltenen Metalls erwies sich als Flop, denn in einen der plombierten Behälter, die er per Kurier nach Warschau und von dort zu einer Prüfstation nach Deutschland schickte, war Zink, und der andere war leer. Immerhin schienen seine Auftraggeber auf ihn zu bauen. Sie stellten ihm einen Mercedes mit deutschen Kennzeichen zur Verfügung und bezahlten die Spesenrechnungen der für polnische Verhältnisse besten Hotels. Mirek fühlte sich wie ein König, weil er wie ein König behandelt wurde.

Heiss an den geplanten Geschäften waren indes vor allem die Gerüchte. Entweder gab es Ware, für die es keine Kunden gab - Helikopter aus der Tschechoslowakei, Transportflugzeuge aus Russland -, oder es gab Kunden, für die es keine Ware gab (gesucht war Plutonium), oder es gab weder das eine noch das andere. Von wertvollen Metallen, für die im Westen angeblich horrenden Preise gezahlt würden, war die Rede, von Kobalt, Scandium, Wolfram, Strontium, Rubidium, Osmium, von Wachstumshormonen wie Somatotropin und ominösen Proteinen gegen Krebs, die in einem Moskauer Institut aus menschlichen Embryonen gewonnen würden und pro Gramm über eine Million Dollar wert sein sollten. Farbprospekte solcher «Erfindungen», wie die Stoffe im Slang heissen, machten die Runde. Als Mirek die beiden Kapseln mit dem angeblichen Osmium in der Hand hielt, glaubte er sich endlich am Ziel. Zwar waren die Deutschen aus dem Geschäft ausgestiegen, aber Mirek hatten sich neue Möglichkeiten eröffnet. Neben der Gruppe in Vilnius, mit der er operierte, gab es zwei weitere, eine in Warschau und eine in Poznan. Mit der Warschauer Gruppe, Zwischenhändlern wie er, hatte er bereits zu tun gehabt. Auch normale Handelsgeschäfte werden über solche «Crews» abgewickelt. Es sind Leute mit verschiedenen Jobs, die sich jeweils in den örtlichen Gegebenheiten auskennen und wissen, welche Ware wo zu haben ist, welchen Formalitäten man Genüge tun muss und welchen man wie aus dem Wege geht. Man ruft sie per Telefon zusammen, wenn man etwas an der Leine hat. Der Gewinn wird aufgeteilt. Wer reüssieren will, ist auf solche Verbindungen angewiesen, aber mit der Zahl der Beteiligten steigt auch die Verwirrung. Gesicherte Informationen fehlen. Je näher man dem Ziel (das heisst dem Käufer) kommt, desto weiter entfernt sich dieser - erst heisst es, er sei in Warschau, dann in Poznan, in Deutschland, Holland, der Schweiz . . .

Kunden für heisse Ware glaubte Mirek drei zu kennen: einen Deutschen, einen Schweizer und einen Holländer. In einem Privathaus in Poznan hatte er einmal einen Koffer voller Dollarnoten gesehen, eine Million, wie er schätzte. Das war für ihn der Grund, nach den ersten Fehlschlägen die Sache mit dem Osmium weiter zu verfolgen, bis er fündig würde. Mirek war vorsichtig. Es war seine erste Reise in den Westen, und er wähnte sich im Besitz eines Vermögens. Ein Kollege brachte ihn im Mercedes nach Warschau, wo sie von zwei Autos der dortigen Gruppe Begleitschutz erhielten bis Poznan, der letzten grossen Stadt vor der deutschen Grenze. Da wurden die Equipen ausgewechselt, und da stiegen Jaszewski und Starczak zu, die beide zur Poznaner Gruppe von Zamojewski gehörten, einem Firmeninhaber, der einst Mireks Partner war und mit Metallen handelt. Er soll mit potentiellen Käufern in Verbindung gestanden haben. Jaszewski und Starczak ihrerseits waren mit dem polnischstämmigen Deutschen Adam Sworski bekannt, Taxifahrer und Kaufmann im hessischen Bad Schwalbach. Sworski wiederum kannte die aus Polen stammende Schweizer Geschäftsfrau, die dann in seinem Namen bei der Empa vorsprach. Und die Empa war das Ziel, weil ein Reinheitszertifikat aus der Schweiz die Seriosität garantiert, die Voraussetzung für den Verkauf zweifelhafter Ware ist.

In Poznan stiegen sie in Jaszewskis blauen BMW um. Mirek hatte inzwischen Vertrauen zu seinen Gefährten gefasst, und die beiden Proben waren in einer Aktentasche im Kofferraum verstaut worden. Erst im nachhinein fiel ihm auf, dass ihm von diesem Augenblick an nicht mehr schlecht war. Später sollte Mirek erfahren, was Jaszewski und Starczak für sich behalten hatten: dass noch 1 Gramm Plutonium mitgeführt wurde, das die beiden alleine zu verscherbeln gedachten. Aufbewahrt war es in einem plombierten, kegelförmigen Behälter; sein Verbleib ist unbekannt. In Wiesbaden wechselte das Trio in Sworskis Ford Granada, zu viert passierten sie am Mittwoch die Grenze zur Schweiz. Die Fahrt über gut zweitausend Kilometer hatte 48 Stunden gedauert, nonstop. Sie waren müde, und sie waren aufgeregt. Alles sollte nur der Anfang von viel bedeutenderen Geschäften sein. Jeder hatte sich im Geist ausgemalt, was er mit dem vielen Geld anfangen würde.

Mirek wusste genau, wofür er es verwenden wollte. Er würde mit Basia ein Restaurant eröffnen. Darüber hinaus hatte das Paar vereinbart, die Hälfte des Gewinns einem Kinderfonds für das Spital von Lublin zukommen zu lassen, wo der kleine Michal, der einen leicht zu übersehenden Geburtsfehler hatte, von einer engagierten Ärztin rechtzeitig behandelt worden war, so dass er heute keine Probleme mit dem Gehen hat.

Während Sworski sich mit seiner Schweizer Bekannten an jenem Mittwoch auf den Weg zur Empa machte, wo die beiden am Nachmittag um 14 Uhr 45 eintrafen, schlenderte Mirek mit seinen beiden Kollegen durch die Zürcher Bahnhofstrasse und die Altstadt. Sie waren guter Dinge. Mirek war beeindruckt. Alles glänzte, alles war frisch, eine neue Welt - und er war ein Teil von ihr. Er sah in die Limmat und bekam Lust zu baden, so sauber war der Fluss. Wenn er an den Neris in Vilnius dachte . . . Vor einem Schaufenster mit sündiger Damenwäsche im Niederdorf blieb er stehen. Am liebsten hätte er etwas für Basia gekauft. Er war stolz darauf, dass er einen Blick für die richtige Grösse hatte und zu Hause Verkäuferinnen irritierte, indem er für seine Frau Büstenhalter und Slips besorgte.

Sie besuchten verschiedene Cafés und warteten auf Sworski, mit dem sie vereinbart hatten, sich um 16 Uhr im Hauptbahnhof zu treffen.

Bezirksanwalt Beat Schäfer aus Uster sass an jenem Mittwoch, dem 26. August, beim Abendessen, als um 19 Uhr 10 das Telefon klingelte. Ein Beamter der Einsatzzentrale der Zürcher Kantonspolizei war am Apparat und sagte, er habe etwas für ihn, was Schäfer wahrscheinlich noch nie gehabt habe: «Stichwort Atomgesetz, Empa - vier Polen mit radioaktivem Material zurückgehalten!» Schäfer hatte Pikett. Sofort fuhr er los. Unterwegs machte er sich Gedanken, ob er sich nicht selber gefährde, und war schliesslich froh, bloss in der Portierloge empfangen zu werden, wo ihn der stationierte Polizeibeamte und der Kreischeff Dübendorf, die von der Suva aufgeboten worden waren, knapp orientierten.

Wichtigste Information: das gefährliche Material ist in der Empa an einem sicheren Ort gelagert.

Mirek und seine Kollegen hatte man einzeln je in ein Zimmer gesperrt. Sworski, der die Proben überbracht und beteuert hatte, mit der Sache nichts zu tun zu haben, war, nachdem man seinen Pass eingezogen hatte, nach Zürich geschickt worden, die anderen zu holen. Wohl weil er fürchtete, sie würden ihm nicht Folge leisten und er bekäme Schwierigkeiten, sagte er ihnen, man müsse auf die Resultate der Untersuchung der Proben warten. So folgten sie ihm in die Empa, schlürften, nichts Böses ahnend, den angebotenen Kaffee. Dann erfuhren sie die Wahrheit. Mirek dachte, man wolle ihn betrügen. Die Anzahl Leute, die sich für den Stoff offensichtlich brennend interessierten, sprach dafür. Zwei Spezialisten des Paul-Scherrer-Instituts, das als erstes alarmiert worden war, waren um 16 Uhr 30 eingetroffen, ein Mitarbeiter und der Chef der Sektion Physik der Suva, die als Aufsichtsbehörde für industrielle Betriebe für die Empa zuständig ist, waren da, der Brandtouroffizier der Kantonspolizei Zürich, zwei Beamte vom Wissenschaftlichen Dienst der Stadtpolizei, Bezirksanwalt Schäfer, Vonmont und Richner von der Empa. Richner war nervös. Er hatte früher am PSI gearbeitet und wusste, was auf dem Spiel stand.

Mirek verlangte einen Beweis für die Radioaktivität der Proben. Man schlug es ihm ab, weil es zu gefährlich sei. Noch wusste man nicht, was es war.

Nachdem die Strahlenfachleute Berechnungen über die Dosis angestellt hatten, der Richner und die Polen ausgesetzt gewesen waren, und das Auto untersucht worden war, in dem sie gekommen waren, rief Bezirksanwalt Schäfer zum Lagerapparat. Die Polizeibeamten, die die Polen bewachten, wollten beruhigt werden. Schäfer stellte nach Absprache mit den Fachleuten klar, dass die Polen selber keine Strahlungsquellen seien. Nur wer kontaminiert ist - das heisst radioaktives Material verschluckt hat - gefährdet andere.

Schäfer ist jung, und es war keine der alltäglichen Geschichten. Vielleicht war er einem Kriminalfall von ungeahntem Ausmass auf der Spur? Mirek glaubte, der Bezirksanwalt, der ihn anderntags erst richtig ins Verhör nahm, wolle ihn fertigmachen. Immer wieder kamen dieselben Fragen - warum, wovon, wieviel? Besonders stiess ihm auf, dass Schäfer ihn für einen Russen hielt. Zwar sprach Mirek russisch - eine aus Russland stammende Laborantin der Empa hatte zunächst als Übersetzerin gedient -, aber offenkundig war der Unterschied zwischen Russland und Litauen hier Nebensache. Mirek ist Pole, aus Lublin, aber er hat, als er Basia geheiratet hatte und nach Vilnius gezogen war, Litauisch gelernt, obwohl ihm alle prophezeit hatten, das sei unmöglich. Nun war er in den Fängen der Polizei, und alles redete aufgeregt in einer Sprache, von der er kein Wort verstand. Gegen 23 Uhr war man soweit.

Mirek und die andern Angeschuldigten wurden ins Bezirksgefängnis Uster gebracht und das PSI beauftragt, am folgenden Donnerstag morgen die Kapseln abzuholen und zu analysieren.

Als Mirek am Donnerstag nachmittag, nach einer schlimmen Nacht voller Ungewissheit in der Zelle des Zürcher Polizeigegefängnisses, wohin er um 1 Uhr morgens übergeführt worden war, in Uster noch einmal einvernommen wurde, war er am Ende. Man hatte ihm die Fingerabdrücke genommen, ihn fotografiert. Und er hatte auf dem Gefängnispaziengang einen Russen getroffen, der ihn wissen liess, fünfundzwanzig Jahre seien das mindeste, was ihn erwarte. Doch der schnauzbärtige Beamte der Bundespolizei - mittlerweile war ordnungsgemäss die zuständige Bundesanwaltschaft in Kenntnis gesetzt worden - war ausserordentlich freundlich. Er brachte ihm Zigaretten und überprüfte den Sachverhalt anhand der vorliegenden Protokolle. Er schien Mitleid mit Mirek zu haben. Er fragte, ob er wisse, was er mitgebracht habe. Mirek verneinte, und als er erfuhr, dass es Cäsium 137 war, sagte er nur: «Sie brauchen mir nichts mehr zu sagen.» Im PSI hatte man am Morgen in der «Hotzelle» die Kapseln - zwei Gammastrahler in der Stärke von 4 bis 5 Curie - analysiert.

Nun war klar, dass man es nicht mit einem Kriminalfall zu tun hatte. Die Betroffenen hatten vor allem sich selber geschädigt. Bezirksanwalt Schäfer wurde angewiesen, Mirek über Nacht

nicht unbeobachtet zu lassen. Auf Grund der geschätzten Leberdosis, die er abbekommen hatte, war früher oder später mit Schlimmem zu rechnen.

Dosisabschätzungen, die eine zuverlässige Prognose über körperliche Schädigungen erlauben, sind äusserst schwierig. Massgebend sind nicht nur die Intensität der Strahlenquelle, sondern auch die Zeit und die Entfernung, in der man ihr ausgesetzt war. Differenzen, an die man sich im nachhinein kaum erinnern wird, können über Tod oder Leben entscheiden. Namentlich die Schätzungen der Organdosis sind rein spekulativ. Mireks Hautdosis wurde auf 40 000 Millisievert (mSv) beziffert, die Leberdosis auf 3000 mSv und die Ganzkörperdosis auf 350 mSv. (Die entsprechenden Jahresgrenzwerte gemäss Strahlenschutzverordnung betragen 300 bzw. 150 bzw. 50 mSv.) Peter Richners Werte veranschlagte man auf eine Fingerdosis von 25 000 bis 100 000 mSv bzw. eine Ganzkörperdosis von weniger als 10 mSv. Die Schätzungen, die später auf Grund genauer Messungen am PSI gemacht wurden, wichen davon ab: lediglich 8000 bis 35 000 mSv (je nach Expositionszeit) bei Richner, hingegen eine Hautdosis von 75 000 mSv bzw. eine Ganzkörperdosis von 500 mSv bei Mirek Barczyk. Die Resultate der Chromosomenanalyse, die vier Wochen nach dem Unfall bei Richner vorgenommen wurde, waren beruhigend.

Am Donnerstag morgen untersuchte Dr. Jürg Bartenstein, leitender Arzt für Innere Medizin am Bezirksspital Uster, die vier Polen im Bezirksgefängnis. Man hatte ihm gesagt, sie seien strahlenverseucht. Niemand hatte Erfahrung mit Strahlenfällen. Dr. Bartenstein nahm eine Krankenschwester mit wegen der Blutentnahme. Sworski, der als einziger Deutsch konnte, übersetzte für die anderen. Sworski hatte Angst bekommen und versicherte ein ums andere Mal, wenn er sich gut fühle, könne es ja wohl nicht so schlimm sein. Er hatte die Strahlenquellen auf dem Weg vom Zürcher Bahnhof in die Empa in seiner Brusttasche gehabt. Die Routineuntersuchung ergab nur bei Mirek äusserlich erkennbare Schäden in Form von Hautrötungen von 17 mal 12 cm auf der rechten und von 6 mal 4 cm auf der linken Rumpfseite. Weil innerliche Verbrennungen und Lungenschäden nur mit Röntgen festgestellt werden können, bestand Dr. Bartenstein darauf, die vier am Freitag im Spital zu untersuchen. Da wurde auch die zweite Blutprobe entnommen. Die Anzahl der weissen Blutzellen und ihr Abfall über einen gewissen Zeitraum geben ein Bild von der Stärke der Verstrahlung. Die Werte waren bei allen vier normal. Dennoch hätte Dr. Bartenstein die Patienten gerne länger behalten, einerseits, weil das Ausmass eines möglichen Schadens noch nicht absehbar, andererseits, weil der Fall für ihn selber neu und somit interessant war. Therapeutisch wäre nichts zu machen gewesen. Inzwischen hatte jedoch die Bundesanwaltschaft entschieden, das eröffnete gerichtspolizeiliche Ermittlungsverfahren betreffend Widerhandlung gegen das Atomgesetz einzustellen, da der subjektive Tatbestand auf Grund der Selbstschädigung der Betroffenen nicht erfüllt sei. Eine Gefährdung Dritter hätten sie weder beabsichtigt noch bewusst in Kauf genommen. Die Strafuntersuchung betreffend Körperverletzung von Peter Richner, die Bezirksanwalt Schäfer eingeleitet hatte, wurde später aus dem gleichen Grunde eingestellt und den vier für die zwei Tage Haft eine Entschädigung von je 200 Franken zugesprochen, welche mit den Kosten für die ärztliche Untersuchung verrechnet wurden; der Saldo wurde abgeschrieben. Spekuliert werden kann darüber, was geschehen wäre, wenn der Transport des Materials nicht in Privatautos, sondern in öffentlichen Verkehrsmitteln erfolgt wäre. Bereits nach einer halben Stunde in Nachbarschaft der Strahlenquelle hätte ein Mitreisender die maximal zulässige jährliche Strahlendosis akkumuliert.

Zwischen den Strahlenschutzleuten (unterdessen war auch das Bundesamt für Gesundheitswesen mit dem Fall befasst) und den Justizbehörden war es zu einem Interessenkonflikt gekommen. Die einen hätten die Polen zur Beobachtung hierbehalten wollen, die anderen wollten sie loswerden - was vorab den Betroffenen selber entgegenkam. Der Rat von Bezirksanwalt Schäfer, sie sollten das Land so rasch als möglich verlassen, obschon sie rechtlich frei waren zu tun, was sie wollten, stiess jedenfalls nicht auf taube Ohren. Mirek hätte den Heimweg nötigenfalls zu Fuss angetreten.

Dr. Bartenstein hatte jedem seinen ärztlichen Bericht mitgegeben mit der Empfehlung, am folgenden Montag, dem 31. August, eine klinische und hämatologische Kontrolle vorzunehmen.

Mireks Fall steht nicht allein. Gemäss der polnischen Nachrichtenagentur PAP sind 1992 insgesamt 100 Fälle von Schmuggel und illegalem Handel mit radioaktivem Material in Polen aktenkundig geworden. Insgesamt 9 Verfahren wegen Verstössen gegen das Atomgesetz hat die schweizerische Bundesanwaltschaft im selben Jahr eröffnet. Die Bundespolizei weiss von Phantomgeschäften in Zürcher Hotels, die per Fax und Natel getätigt werden und zumindest reale Spesenrechnungen von bisweilen 15 000 Franken zur Folge haben. Banksafes und Schliessfächer mussten mit Strahlendetektoren kontrolliert werden. Seit dem Vorfall stellen die Empa und andere staatliche Institute keine Reinheitszertifikate mehr aus, und Waren sowie Personen aus dem Osten werden routinemässig mit Geigerzählern empfangen. Auch die Zollämter und Edelmetallkontrollstellen sind vermehrt damit ausgerüstet worden. Beim Bundesamt für Gesundheitswesen, zuständig für die Kontrolle der Ein- und Ausfuhr von radioaktiven Stoffen, reissen die Anfragen von Treuhändern betreffend Formalitäten für den Handel mit merkwürdigen Stoffen wie «Red Mercury» und ähnlichem nicht ab. Oft scheint man nur erpicht auf einen amtlichem Briefkopf, der fotokopiert und zu abenteuerlichen Fälschungen zusammengeklebt wird.

Wozu man Osmium 187, das in einem aufwendigen Separierungsverfahren aus natürlichem Osmium entsteht, gebrauchen könnte, weiss niemand so recht. Geforscht wurde über das Isotop, wie eine Publikationsliste zeigt, vor allem in der UdSSR. Cäsium 137 ist in der Medizin zur Strahlentherapie sowie in der Materialprüfung gebräuchlich. Die beschlagnahmten Proben lagern heute, zusammen mit plutoniumbeschichteten Bestandteilen von Rauchmeldern aus der GUS und 29 Kilogramm konfisziertem Uranerz, in Würenlingen im PSI.

Ende September - Mirek war wieder in Vilnius - erhielt er einen Brief von Dr. Ulrich Weickhardt, Arbeitsmediziner bei der Suva. Weickhardt erkundigte sich nach seinem Gesundheitszustand und bot ihm seine Hilfe an. Mirek war erstaunt über den zuvorkommenden Ton des polnisch abgefassten Schreibens, mochte indes nicht antworten, da er von allem, was mit der Schweiz zusammenhing, genug hatte. Auch wenn er Freundlichkeiten, über die er sich wunderte, in Erinnerung behielt. Dass der Polizeibeamte bei seiner Freilassung am Freitag um 16 Uhr 30 gefragt hatte, ob er ihn, da im Augenblick kein anderes Auto zur Verfügung stehe, im Gefängniswagen nach Dübendorf zu seinen Kollegen bringen dürfe, hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

In Vilnius hatte er neue Probleme. Die Ukrainer, die ihn - wissentlich oder unwissentlich - betrogen hatten, lauerten ihm zu dritt auf. Sie wollten Geld. Nach Geld hatten schon die Gruppenmitglieder aus Warschau und Poznan verlangt. Das Gerücht war umgegangen, Mirek habe das grosse Geschäft gemacht. In der Schweiz hatte er um ein Zertifikat für das Cäsium 137 gebeten, um beweisen zu können, dass nicht er der Betrüger war. Schliesslich waren die 10 000 Dollar verschwunden und mit ihnen Tysiek Baida, dem er sie gegeben hatte. Ihm nachzuspüren hatte er keine Lust. Er kannte die Methoden der Mafia, die in Vilnius Rekieta heisst. Er konnte sich rächen, gewiss, aber er hatte Frau und Kind. Und ausserdem musste er, Verwundung hin oder her, Geld verdienen.

Er verkaufte Stiere nach Polen. Am Zoll hätte er tagelang warten müssen, bis die Formalitäten erledigt waren. So fuhr er immer hin und her, zu seiner Mutter nach Lublin, um sich zu erholen, an die Grenze und zurück. Er fürchtete sich, längere Strecken Auto zu fahren und die Kontrolle über das Steuer zu verlieren. Viermal machte er den ganzen Handel.

Sie blieben ein unternehmungslustiges Paar, Basia und Mirek, veranstalteten Partyspiele mit Scharaden, wo die eine Partei erraten musste, was die andere darstellte - die Freiheit der «Always-Binde» etwa. Im März dieses Jahres wurde ihre Wohnung zum zweitenmal

ausgeraubt, weg waren Fernseher, Tonband, Computertelefon und Mireks Lieblingsspielzeug, die 9-mm-Pistole.

Aber er lebt. Anfangs war er nicht zu einem Arzt gegangen. Es schien ihm, als würde er damit sein Urteil fällen. Hoffnung gaben ihm Bioenergietherapeuten, mit denen er befreundet ist, und die ihn mit Ratschlägen versorgten. Schliesslich suchte er doch einen Onkologen in Lublin auf, der ihn mit Laser behandelte, und später einen Militärarzt, den er kannte; der Arzt schreibt eine Arbeit über ihn. Innere Verbrennungen hat Mirek keine erlitten, auch die Leber scheint in Ordnung. Die Blutwerte normalisieren sich, und allmählich heilt auch die grosse Wunde. Neue, gelbliche Haut hat sich gebildet, in einer ringförmigen Narbe, straff gespannt wie ein Trommelfell. Noch ist das Zentrum in der Grösse eines Fünffrankenstücks offenes, blutendes Fleisch, und im Kern ist ein haselnussgrosser Teil tot. Gestiegen ist das Krebsrisiko. Unlängst seien ihm, sagt Mirek, 150 Kilogramm Uranbrennstäbe angeboten worden. Er hat lediglich die Fotos gesehen. Heisse Ware will er nicht mehr anrühren. Die Angst sitzt ihm in den Augen. Für ihn ist alles ein grosser Ballon gewesen, und der ist geplatzt.

Anmerkung: Die Namen der Beteiligten, soweit sie nicht von Amtes wegen tätig waren, wurden geändert.